Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 16

Artikel: Das Netz
Autor: Manhold, Lothar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670475

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Netz

Von Lothar Manhold

Ich war nicht älter als siebzehn Jahre, als ich das erlebte, was ich nun erzählen will. Wenn ich mich jetzt, nach so langer Zeit, wieder daran erinnere, dann muß ich denken, wie wir Menschen doch alle in tausend und abertausend Netze verstrickt sind; aber das Netz der Liebe ist das feinste und stärkste. Es ist ja auch weiter und stärker und größer als alle anderen — die ganze Welt ist darin gefangen, wenn sie es auch nicht alle Stunden weiß und fühlt; es gibt kein Entrinnen aus dem goldenen Netz der Liebe.

Ein Bild von mir ist noch da aus jener versunkenen Zeit. Das müßtet ihr sehen. Welch ein finsterer, trotziger Bursche! Die Fäuste geballt, mit wilden Augen, breitbeinig steht er da und wird doch nur vor einer ungeschickt bemalten brüchigen Leinwand photographiert. Und dieselben armseligen Kleider da, den blauen Sweater, die weiten Seemannshosen aus weißem Nesseltuch, sie trug ich auch an jenem Sonntag, als das mit Vater am Netz geschah. Ich weiß heute nicht mehr, was ich getan hatte, daß Vater verbot, mir bis zum Abend Essen zu geben. Er tat das, jetzt weiß ich's, mit blutendem Herzen; er meinte es ja gut mit mir. Ich aber verstand noch nichts davon. In knabenhaftem Grimm stürzte ich vors Haus, schlug die Tür hinter mir zu, die Scheiben klirrten, und ich stiefelte davon — planlos zuerst durch den Kiefernwald, dann wieder den Dünenweg zurück zu Großmutters Haus.

Mein Großvater war in jungen Jahren auf Segelschiffen als Zimmermann gefahren. Er hatte viele Kuriositäten zum Andenken mitgebracht, und wenigstens ein Teil davon war in seiner Behausung geblieben. Da gab es einen ausgestopften Urwaldvogel, ein geschnitztes Indianerkalumet und zwei zu faustgroßer Winzigkeit zusammengeschrumpfte Mumienköpfe von Polynesiern. Vom Deckenbalken hing das Modell der „Johanna Maria" herab, auf der mein Großvater gefahren war, eine vergilbte Landkarte von Südamerika zierte die getünchte Wand, und über dem Ehebett hing eine mexikanische Flinte mit trompetenförmigem Lauf. Ja, hier sah es anders aus als bei uns zu Hause, wo Armut die nackten Wände schmückte. Und dann war auch noch jemand da, der mir die Stube Großvaters noch wohnlicher, noch reizvoller machte: ein Mädchen namens Marina, das meine Großeltern ins Haus genommen hatten. Dieses Mädchen liebte ich, ohne zu wissen, was Liebe war. An jenem Sonntag, wie ich so trostbedürftig zu ihr floh, beachtete sie mich gar nicht; sie stand am backsteinernen Herd im schummerigen Teil der weißen Stube, ich sah ihre grasgrünen Pantöffelchen, und das Weinen war mir nahe.

Nun klagte ich Großmutter mein Leid. Aber alle meine Worte waren doch für das Mädchen bestimmt, das gar nicht zuhören wollte, sondern leise vor sich hinsummte und laut mit dem Geschirr hantierte. Um mich und mein Leid ins rechte Licht zu setzen, fing ich nun an zu lügen und erzählte schließlich, Vater habe sein Messer genommen, und obwohl es mir heiß und kalt über den Rücken rieselte, hielt ich doch nicht ein, sondern fuhr fort: „Und mit dem Messer warf er nach mir. Ich sprang zur Seite — und es blieb in der Türe stecken."

Als Großmutter das hörte, fielen ihr die Hände herab, die Brot und Messer über der Brust gekreuzt hielten, und die alte Frau weinte herzzerbrechend. Ich saß wie gegossen da. Ich schielte zu Marina hin. Traurig schüttelte sie den Kopf, und ihr Blick ging mir durch und durch. Ich mußte beiseite sehen. Ihre Augen taten mir weh, und nun blickte ich zum Fenster hinaus. Da lief der schwarze Weg neben der grasbewachsenen Düne, tief unten lag der breite Strand, und die Männer zogen Boote aus dem Wasser. Ich hörte, es kam jemand den Weg gegangen. Er hinkte und hatte ein Holzbein. Das war mein Vater — ich wußte es, ehe ich ihn sah. Und auf sprang ich und wollte hinaus. Aber Vater stand schon in der Tür, und ich war gefangen. Groß-

mutter stellte sich vor mich. „Was willst du hier?“ rief sie Vater verzweifelt entgegen. „Hast du noch nicht genug? Ist deine Wut nicht verraucht? Willst wieder dein Messer nach dem Jungen werfen?“ — „Mutter?“ sagte mein Vater erstaunt, „was reden Sie da?“ Die alte Frau erzählte ihm nun unter Tränen, was sie von mir gehört hatte. Als sie geendet hatte, sagte mein Vater traurig: „Und das glauben Sie, Mutterchen? So wenig kennen Sie mich?“ Mir befahl er: „Komm her!“ Ich folgte zögernd. Nun stand ich vor ihm, größer als er, mit Eisenfressermiene, den Bauch voll Wut, und er sah mich lange an. „Warum hast du gelogen?“ fragte er. Ich knurrte. Da schlug er plötzlich zu. Ach, es tat nicht weh, es klatschte nur, aber es warf mich um. Ich hob die Beine und flog zwischen des Tisches vier Füße. Es muß lächerlich genug ausgesehen haben, wie ich langer Esel so fiel, jedenfalls mußte Marina laut lachen, und das raubte mir die Besinnung; ich weiß nicht mehr, wie wir Großmutters Haus verließen.

Der Nachmittag war stürmisch, das wiederum weiß ich. Die dunkelblaue See rollte mit schneeweißen Wogenkämmen gegen die Küste. Der Sand floß hurtig längs des Ufers in elfenbeinfarbenen Schleiern. Die aufgehängten Netze an den hohen Stangen waren ein Strom wehender Schnüre. Alles floh vor dem Atem des Windes, wir aber ruderten ihm und der lärmenden See entgegen. „Krepier!“ rief ich bei jedem Ruderschlag. „Krepier!“ Und mein armer schwerhöriger Vater sah mich wohl rufen und verstand es doch nicht. Nach einer Weile waren wir beim Netz. Die bewaldeten Berge lagen als blauer Schattenzug über dem bewegten Wasser. Der Abendstern funkelte zwischen den wehenden Wolkenfahnen; ein fahles gelbes Scheidelicht war über die See gebreitet. Ich holte die Riemen ein und griff in die kalte, sprühende Flut nach dem Netz. Ich zog, und das Boot legte sich auf die Seite. Ich zerrte, ich riß. „Will's nicht?“ fragte Vater, und ich kleine Bestie rief „Krepier!“ Arglos sagte Vater: „Gut, ich komme helfen.“ Er stand auf, und jetzt dachte ich in rasender Freude, jetzt werden wir beide ersaufen, du und ich, du und ich ... Ja das Boot schlug um, ohne daß ich etwas dazu tat. Beim Himmel, ich schwör's, nichts tat ich dazu.

Kopfüber stürzten wir in die tosende See. Ich schluckte Wasser, tauchte auf — und mein erster Gedanke galt Vater. War das ein Wunder? Er konnte ja nicht schwimmen, mit seinem Holzbein mußte er wie ein Stein in die Tiefe versinken. Auf einmal fühlte ich, was das heißt: mein — mein Vater! Da trieb ihn die See aus ihrem dunklen Schoß herauf. Ich schrie wie ein Tier. Aber er verschwand vor meinen Augen, über seinem weißen Gesicht schloß sich die Flut. Wie ein Fisch fuhr ich ihm nach.

Glück über Glück: Ich fing meinen Vater. Ich hielt ihn umkrallt. Wir kamen wieder herauf. Der grenzenlose Himmel schaute uns an. Vater lag ganz still auf dem Wasser. Sein Kopf lag auf meiner Brust, ich hielt ihn ums Kinn gefaßt und schwamm mit keuchenden Lungen hinter dem davontreibenden Boot her. Als ich es erreichte, griff Vater mit beiden Händen darnach. Von Herzen froh, half ich ihm auf den Kiel. Ich selbst blieb im Wasser. Es war eiskalt und beizte meine Knochen. Aber ich fürchtete, Vater könnte herabfallen, wenn ich mühsam zu ihm hinaufkröche.

Unser Unglück war von einem Kutter bemerkt worden. Sie kamen heran und trieben bald schaukelnd um uns herum. Am Ruder stand der alte Aufricht. Ich hörte seine Stimme, die rief: „Erst holt den Kleinen heraus. Er friert zutode.“ Mir streckten sich Hände vom Bord entgegen, ich ergriff sie nicht, sondern hielt mich am Steven fest, trat weiter wie ein Frosch das Wasser unter mir weg und schrie heiser vor Kälte und Aufregung: „Nein! Nein! Nicht mich. Vater zuerst. Rettet Vater zuerst.“

„Los Jungens, fix,“ rief Aufricht. Nun holten sie Vater hinüber, und dann war auch ich auf dem Schiff. Und noch heute habe ich das Gefühl nicht vergessen, wie mir die Brust frei wurde, als Aufricht zu Vater sagte, er könne stolz auf mich sein, und Vater erwiderte, das sei er immer gewesen.

Ich ergriff die Hand, die mich geschlagen hatte und küßte sie.